



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 51.

Wiesbaden, den 17. September 1916.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Großmutter's Schätze," von E. Kühlenstirn. — „Deutsche Lyrik," von Dr. S. Bethge. — „Die beiden Wünsche," von D. Born. — „Sonntag im Felde."

Zum Geleite.

Die Zeit zum Handeln, die verschwenden wir zum Fertigt werden; aber die günstigen Augenblicke der Tat warten nicht auf unsere Langsamkeit. Demosthenes.

Großmutter's Schätze.

Von Elisabeth Kühlenstirn.

„Nimmst Du sie, Johannes?"

„Ja Mutterchen, sie gehört mir ja von meiner Kindheit her, und hier steht sie doch völlig nutzlos."

„Hm."

„Oder spielst Du vielleicht „Gesellschaft mit dem Kännchen?" fragte Großhändler Johannes Peder seine alte Mutter, eine hochgewachsene, steife, aber schöne achtzigjährige Frau mit silberweißen Locken. Er hielt eine kleine kupferne Kaffeekanne in der Hand. Er hatte das Spielzeug soeben von dem Brett genommen, wo Großmutter, wie die alte Frau Peder in der ganzen Familie genannt wurde, es als Nummer drei unter den blanken, bauchigen, soliden Kupfergeräten aufgestellt hatte.

Die alte Frau schien ihn nicht zu hören. Eifrig strickte sie an einem grauen Wollstrumpf.

„Haft Du vielleicht ein Stückchen Papier, worin ich das Ding wideln kann?"

„Oh, ja, das hab' ich schon." Und sorgsam legte sie den Strumpf beiseite und ging an eine blaugestrichene Truhe. Auf dem Deckel stand, von roten Tulpen und grünen Blättern eingekreist, die Inschrift:

M. K. P.

1829.

Das war ihre Brauttruhe, die ihr Bräutigam einst für sie bestellt hatte. Johannes half der Großmutter, den Deckel zu heben. In einer Ecke lag sauberlich gefaltet ein Stück weißes Papier.

„Danke, Mutter, das ist gut. Aber sieh doch, was hast Du denn da für ein schönes Stück!"

„Das kennst Du ja; es ist mein Brauttuch. Die Pastortöchter halfen mir damals, es in dem neuen Eichenlaubmuster zu sticken. Ach, wie hab' ich es geschont!"

„Ja, aber es ist doch eine Sünde, daß es hier so verstaubt liegen soll."

Rasch schloß die Großmutter den Deckel über ihrem Kleinod. „Es liegt hier gut," sagte sie kurz.

„Du bist besorgt um Deine Sachen. Und da hast Du recht, Mutter," sagte der Großhändler mit herablassender Freundlichkeit und klopfte der alten Frau auf die Schulter. „Aber dieses Kästchen mit den Flaschen kannst Du mir zum Geburtstag schenken."

„Ich komme nicht zu Deinem Geburtstag, das weißt Du ja."

„Nein, nein, es ist auch ermüdend für Dich, mit so vielen Leuten," lachte Johannes ein wenig gezwungen. „Wir haben nämlich eine große Mittagsgesellschaft. Aber es soll mir auf den Weg nicht ankommen. Ich will mir meinen Glückwunsch gern von Dir holen."

„Das tat Deine Schwester Christine auch, weil sie mir den blauen Eckschrank abbeteln wollte."

„Pfui! Allerdings kein kleines Geschenk."

„Nein, das sagte Anders auch."

„War Anders neulich hier? Der ist ganz verrückt nach Antiquitäten und hat sich gewiß alles mögliche mitgenommen."

„Ja, ein paar kupferne Leuchter — nun habe ich nur noch einen übrig — die Zuckerdose und den roten Brotkorb," sagte Frau Peder mit einem Seufzer.

Der Großhändler sah sich um, indem er unbewußt die Dinge im Zimmer abschätzte. Diese kleine Stube mit Küche war alles, was die Kinder weit draußen für die Mutter gemietet hatten. Zwei Söhne und eine Tochter wohnten in der Hauptstadt. Der dritte Sohn war Pfarrer auf dem Lande und kam nur selten. Seitdem er vor sechzehn Jahren Witwer geworden, war er nicht hier gewesen, und sein einziges Kind, Käthe, führte dem Vater den Haushalt und konnte auch keine weiten Reisen machen.

„Das sind ja ganz prächtige Süsssachen," sagte Johannes plötzlich und zeigte auf die auf dem Brett stehenden Krüge.

Es zuckte in dem welken Gesicht der alten Frau; ein paar große, helle Tränen zitterten über ihre Wangen herab, und sie sagte fast bittend: „Laß sie stehen."

„Ja, ja, natürlich. Ich wollte Dich nur bitten, daß du Dich nicht von Anders und Kristine überreden läßt, sie ihnen zu geben.“

Die Mutter seufzte.

Die große Kanne habe ich bereits Kristine versprochen. Sie saß in der vorigen Woche einen ganzen Nachmittag hier bei mir, und am nächsten Tage schickte sie die Kinder her mit einem Kuchen.

„Na, natürlich,“ sicherte der Großhändler. „Kommt übrigens nicht meine Frau regelmäßig einmal im Monat zu Dir, und bringt das Kinderfräulein nicht Karl und Baby ziemlich häufig her? Die älteren Kinder besuchen Dich, so oft sie Ferien haben. Aber nun adieu, liebe Mutter,“ unterbrach er sich. „Ich sehe mich bald wieder nach Dir um. Für Dich ist es zu weit, zu uns zu kommen.“

„Ja, viel zu weit,“ nickte die Großmutter und sprach in einem merkwürdigen Ton. „Ich glaube wirklich, am allernächsten von all meinen Kindern wohnt mir Nils — und das ist ja zwanzig Meilen weit.“

„Hat er jüngst geschrieben?“ fragte Johannes, während er sich die Handschuhe aufzog, die „Bitterkeit der Alten“ mild überhörend.

„Jede Woche schreibt er. Das tut er seit siebenunddreißig Jahren. Seine Kassa soll nach Stockholm kommen, teilte er mir letztes mit.“

„Ach ja, das schrieb er mir auch. Nun leb wohl, Mutter.“

Und schon war er aus der Tür. Frau Peder war wieder allein; sie setzte sich in ihren abgenutzten Stuhl und schaute nach dem leeren Platz, auf dem zuvor die kleine Kaffeekanne gestanden hatte. Ihre Hände falteten sich sacht, Tränen verschleierten ihren Blick, und müde, traurige Gedanken machten ihren weißen Kopf auf die Brust herabsinken.

Es klopfte an die Tür. Auf ihr „Herein!“ öffnete sie sich, und auf der Schwelle stand ein einfach gekleidetes, junges Mädchen. Sie hatte eine Menge Pakete im Arm und einen Strauß Schneeglöckchen in der Hand. Mit leichten Schritten kam sie ins Zimmer, legte ihre Last ab und schritt auf die Großmutter zu, der sie die Hand küßte. — „Du bist also die Großmutter, meine liebe, gute Großmutter, von der Vater mir alle Tage erzählt. Ich bin Käthe. Tausend Grüße bringe ich Dir von Vater, und diese Schneeglöckchen hat er für Dich gepflückt und in Moos gebettet. Sieh, wie gut sie sich gehalten haben, trotz der langen Reise.“

„Ja, danke, danke, Ihr habt mir ja schon öfter Blumen und anderes geschickt. Also Du bist die Käthe. Ein großes Mädchen bist Du geworden. Bist wohl schon heiratsfähig?“

Käthe lachte munter.

„O ja, liebe Großmutter, schon lange. Ich bin sechs- undzwanzig Jahre alt. Aber nun will ich wirklich heiraten und bin hergekommen, um mir eine kleine Aussteuer zu kaufen.“ Ihr liebenswürdiges Gesicht hatte sich vor Freude gerötet, als sie das erzählte.

„Hm, hm.“ Die eben noch so freundlichen Züge der alten Frau wurden plötzlich hart. Natürlich kam das Mädchen, um zu sehen, ob sie von der Großmutter etwas holen konnte. Vielleicht hatte Nils von der Brauttruhe und dem Tuch gesprochen.

Während Käthe Hut und Mantel ablegte und die mitgebrachten kleinen Federbissen auspackte, saß Großmutter mit den Schneeglöckchen in der Hand und ließ ihre Truhe nicht aus dem Auge, als fürchte sie, daß sie fortfliegen könnte. Zerstreut nur hörte sie auf Käthes munteres Geplauder, und als die Enkelin sich schließlich neben sie setzte, wandte sie halb widerstrebend den Kopf.

„Liebes Großmütterchen!“ Käthe lehnte liebevoll ihre Wange an die der alten Frau. „Darf ich oft hier bei Dir sitzen, während ich in Stockholm bin? Ich möchte so gern, daß die Mutter meines guten Vaters mich auch ein wenig lieb hat.“

„Ist das alles, was Du von mir willst?“

„Nein,“ sagte Käthe ernst, „das ist nicht alles.“

„Das konnte ich mir denken.“ Und Frau Peder kniff die Lippen fest zusammen und richtete sich in ihrem Stuhl auf. So begann also glücklich wieder die alte Feier.

„Großmutter, liebe Großmutter!“ Und sie fühlte ein Paar weiche feste Arme um ihren Hals und hörte eine sanfte, warme Stimme dicht an ihrem Ohr: „Ich will noch viel mehr. Ich will deinen Segen haben. Du hast gelebt, Großmutter, das habe ich nicht, trotz meines hohen Alters.“ Gib mir für dieses Leben, das ich mir so hell und glücklich erträume, ein paar gute Worte mit.“

Die zitternden Finger der alten Frau streichelten die schlaffe Mädchengestalt.

„Goldkind“ sagte sie nur, „Goldkind“.

Und während der Kopf der vor ihr knieenden Enkelin in ihrem Schoß ruhte, sprach sie zu ihr, wie seit dem Tode ihrer Mutter niemand zu ihr gesprochen hatte. Auch sie pflegte sie „Goldkind“ zu nennen, und genau in demselben Ton.

„Gottes Segen ruhe auf allen Deinen Lebenstagen, meine liebe Käthe, sagte die Großmutter und legte die Hände auf das blonde Haar des Mädchens, „und Segen über Dich für den Sonnenschein, den Du der alten einsamen Großmutter geschenkt hast. Komm zu mir, wann Du willst! Sitze hier bei mir, und näh’ an Deiner Aussteuer, damit wir sie gemeinsam in Deine Brauttruhe legen.“

„Meine Brauttruhe . . .?“

Die Großmutter stand auf und führte Käthe vor die Truhe.

„Heißt Du nicht M. K. Peder?“

„Ja“.

„Sieh her, hier steht es. Und hier,“ sie hob den Deckel, „hier liegt Dein Brauttuch!“

Nie war die Großmutter so erfreut gewesen, schenken zu können, und nie war ihr mit so jubelndem Dank gelohnt worden. Sie setzten sich auf die Truhe und sprachen beide, die alte Frau und das junge Mädchen lange, lange und mit glückstrahlenden Augen von der Liebe.



Deutsche Lyrik.

Von Hans Bethge.

Von Heinrich Versch erschien ein Buch: „Heral! Aufstöße dein Blut!“ mit dem Untertitel „Gedichte im Kriege“, im Verlage von Eugen Diederichs in Jena. Versch, ein einfacher Mann aus dem Volke, hat sich gleich zu Beginn des Krieges durch ein Gedicht bekannt gemacht, das damals von Mund zu Mund ging und auch komponiert worden ist: „Soldaten-Abschied“, mit dem schönen, immer wiederkehrenden Strophenabschluß „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!“ Es ist eins der schönsten Gedichte, die er gemacht hat, einfach, innig, weich und doch stark: ein ganz und gar deutsches Gedicht. Versch ist dann Soldat geworden, hat den Krieg als Kämpfer gegen Frankreich kennen gelernt, und viele Rhythmen sind ihm melodisch von den Lippen gekommen. Sein Versbuch ist eins der sympathischsten, die dieser Krieg geseitigt hat. Vieviel davon dauernd bestehen bleiben wird, kann heute noch niemand sagen. In den Versen von Versch ist immer ein starkes, innerliches Erleben, man fühlt immer die Wärme seines ganz deutschen Empfindens, und er verfügt über ein stilles, feierlich-schlichtes Pathos, das seine Gedichte so eindringlich macht. Nicht alles ist gelungen, aber das Gelungene ist wirklich schön. Je vollstümlicher er in seinen Rhythmen ist, desto überzeugender wirkt er. Man hört immer in seinen Versen, daß ihm dieser Krieg ein das Tiefste mächtig aufzüttelndes, heikiges Erlebnis ist und daß er die Gewalt dieser Zeit voll zu ermessen weiß. Als Probe seiner Kunst stehe hier ein Gedicht, das er als Verwundeter in einem deutschen Lazarett niederschrieb, als im September 1915 die große französische Offensive gegen die deutschen Linien losbrach:

Im Westen die Schlacht.

In diesen Nächten wandten Millionen Herzen ihr lauschendes Ohr nach Westen, dort haben Massen von Völkern unser Heer berannt.
Das drückt uns, Soldaten, in den Lazaretten wieder das Gewehr in die Hand.
Wir fühlen Kräfte aufsteigen in wunden Gliedern, Sturmatem in leuchtenden Lungen,
Fühlen uns stündlich gesunden. Der Brüder Not hat unsre Gebreite bezwungen.
In den Nächten schüttern Salven von Granaten uns aus Schlaf und Traum.
Das Dunkel der Wände: Wolken von Rauch. Die Decke ist ein zerfällter Baum.
Dunger und Durst. — Es schmerzen Wunden. — Wir sind erwacht: An den Betten vorüber gleiten die Schwester.
Fensterblick: Stille Nacht. Mondnacht . . . Und — der Tagesbericht von gestern:
Angriff nach sieben Stunden Artillerievorbereitung, Kavallerie In der Champagne. — Bei uns! Im zerflossenen Graben flohen sie,
Freund und Feind zerissen, verblutet. Wälder und Blockhäuser brennen —
Ihr Brüder, die ihr lebt — standet — steht noch und laßt euch für uns von den stürmenden Rotten berechnen.
— Am Fenster vorüber geht der Mond, in blauem Licht atmet das friedliche Land,
Boll von Mittern und Frauen. Die Seele hat hohe Gebete in silbernen Saiten zum Himmel gespannt,
Die Sehnsucht harzt in den Saiten, singende Schmerzen gleiten an Mondstrahlen auf zu himmlischen Thronen,
Glaube und Hoffnung singt ein Wiegenlied, zu singen in den Schlaf die Gewehre und die Kanonen.

Man hat in diesen langen und schweren kriegerischen Tagen mitunter das Bedürfnis, sich auf eine Weise in ganz stille, unkriegerische, friedliche Bücher zurückzuziehen, um sich von dem immer neuen Ansturm der großen Beiteromanne zu erholen. Eins solcher friedlichen, erholungsstiftenden Bücher erscheint soeben in einem neuen, schönen Gewande im Inselverlag zu Leipzig: ich meine Gustav Wustmanns überaus behagliche Anthologie „Als der Grovater die Grovmutter nahm“ mit dem Untertitel „Ein Liederbuch für altmodische Leute“. Das dicke, behäbige Buch bringt eine außerordentlich zielungene Auswahl von altmodischen, einmal populär gewesenen Liedern und Gedichten aus dem Jahrhundert 1740—1840. Die Gedichte sind chronologisch angeordnet, und so ist hier für den, welcher zu lesen weiß, ein Abriss der Entwicklung menschlichen Gefühls durch einen Zeitraum von 100 Jahren gegeben. Da sind Gedichte von einer heute so komisch wirkenden Rührseligkeit und von einer so überauswühlenden Sentimentalität, daß sich ein Lächeln über das Gesicht des Lesers zieht. Rührende Strophen gleiten an uns vorüber, voll von Tränen der Empfindung, voll von Freundschaft und Mondscheinschwärmerei. Ja, es sind die Strophen einer ganz schwärmerischen Zeit, repräsentiert durch Namen wie Hölty und Kob, Gleim und Gellert, Claudius und Tiedae, Langbein und Pfeffel, Matthison und Sallis. Es waren natürlich besonders die dichterischen Begabungen zweiten und dritten Grades, die ihren überschwänglichen und sentimentalen Empfindungen freien poetischen Lauf ließen. — die wirklich großen aus jenem Zeitlauf (Goethe, Schiller, Hölderlin, Novalis), die sich zu einer über die Zeit hinausweisenden, strengsten Ausdrucksweise zu bändigen wußten, findet man mit Recht in dem gemüthlichen Buche nicht. Wustmanns Sammlung, mit den Jahren vervollkommenet und auf eine das Thema so gut wie erschöpfende Form gebracht, ist die alljährliche Ausführung eines lebenswürdigen Gedankens und sei Allen, die sich in diesen wilden Zeiten einmal in einen Dain weltentfernter Aube zurückziehen wollen, ans Herz geleast.

Von Hermann Hesse erscheint eine Sammlung Gedichte unter dem Titel „Unterwegs“ bei Georg Müller in München. Die besten unter diesen Gedichten haben einen schlachten, ruhigen, anspruchslosen, klaren Rhythmus und scheinen dazu geschaffen, das Gemeingut vieler zu werden. Hesse geht keine neuen Wege, er sucht auch keine. Eine Formwelt ist die einer soliden Tradition, und seine ganze lyrische Poesie ist von einem sinnenden, warmen, liebevollen Herzen diktirt. Hesses Talent ist vor allem musikalischer Natur, durch die musikalischen Reize seiner weichen, gefälligen, sich leicht einschmeichelnden Sprache erzielt er seine besten Erfolge. Man stößt kaum jemals auf Härten und Kanteln bei ihm, und das Melodische seines dichterischen Wesens hat eine durchaus süddeutsche Note. Die schönsten Lieder in seinem Buch sind die be-

sonnlichen, beschaulichen, die im eigentlichen Sinne lyrischen, da ist mitunter ein feiner schwebender Hauch, da weht mitunter ein Klang herüber, wie aus einer Windharfe, ein Schluchzen ist da zuweilen vernehmbar, das etwas Rührendes hat. Hesse ist seinem ganzen Wesen nach Idealiter, ein sehnsuchtsvoller Freund der Natur, ein einsamer Wanderer, leicht der Schwermut ergeben, gar nicht kämpferisch gefinnt und mit weichen und edlem Herzen nach einem harmonischen Ausgleich der Gegensätze suchend. Was er uns spielt, ist eine feine, lebenswürdige Hausmusik, die berufen ist, den Weg zu den Ohren und Herzen vieler zu finden. Hier seien zwei kleine Proben aus seinem Verzbuch dargeboten:

Allein.

Es führen über die Erde
Strahlen und Wege viel.
Aber alle haben
Daselbe Ziel.

Du kannst reiten und fahren
Zu zweien und zu dreien,
Den letzten Schritt mußt du
Geben allein.

Drum ist kein Wissen
Noch Können so gut,
Als daß man alles Schwere
Alleine tut.

Gondel.

Bläue über dir und Sonnenglut,
Unter dir die ewig stille Flut.
Auf dem schmalen, leichtbewegten Kiel
Trägst du Saitenklang und Liebespiel.

Schwarz und ernst sind deine leichten Wände.
Siß, solange das frohe Heute loht,
Siß und schattig ist der Traum vom Tod,
Von der Jugend und der Liebe Ende!

Meine jungen Jahre gleiten
Unbekannten Zielen zu
Durch beglänzte schöne Weiten,
Schlanke Gondel, rasch und leicht wie du.



Die beiden Wünsche.

Von Otto Born.

Es war einmal — man merkt's, es kommt ein Märchen; warum auch nicht? Ich bitte dich, Lieber, oder dich, Liebe, die ihr soweit schon gekommen seid, ich bitte euch eindringlich, überschlagt die wenigen Zeilen nicht, denn es könnte euch doch gereuen — nun also: Es war einmal ein Jüngling, und er liebte ein Mädchen, das ihm vom ganzen Herz gut war. Sie hatten sich beide nichts zu verbergen, nichts. Einer las in der Seele und im Herzen des andern. So klar stand es um die Gefühle der beiden. Das könnte nun vielleicht auch im Leben so sein? Wer weiß. Ich halte fast diese Liebe schon für märchenhaft. Er hieß Per, sie hieß Karen. Per schaffte mit allem Fleiß, erfüllt von hohem Ehrgeiz; nicht nur um feinnetwillen, beinahe nur ihr zu Gefallen, um ihr zu dienen, um ihr Leben mit allem Glanz zu umgeben, den die Arbeit hervorbringen konnte. Sie schaute zu ihm, beseligt, stolz, erhoben. Anfangs war es so. Später langweilte es sie ein wenig; da begann Karen die Augen hie und da umhergehen zu lassen. Wahrhaftig, da blickte sie nicht mehr immerzu nur auf Per. Und eines Tages, da blieb sie mit ihrem Schauen an einem anderen hängen. Einen Augenblick nur. Aber Per hatte es wohl empfunden. Natürlich ist das nicht so, wie es nur gerade im Märchen geschehen konnte; auch nicht so, daß Per sich nicht gleich nachher sagte: „Unsinn, ich habe mich getäuscht. Wie konnte ich nur —?“ Es ist auch gar nicht märchenhaft, daß sich das alles wiederholte. Gelt? —

Aber, auf einmal stand eine Fee da und sagte: „Du armer, armer Per, was wünschst du dir? Du hast zwei Wünsche frei. Einen jetzt, den zweiten ein andermal, wenn du im Augenblick der höchsten Empfindung, sei es im Schmerz, sei es in der Freude, nach mir ruffst. Besinne dich, Per, und sage mir deinen ersten Wunsch.“

„Sehr verehrte teure Fee“, sagte Per glücklich, „das ist unendlich liebenswürdig von dir. Weißt du, ich habe schon lange einen Wunsch, — ich möchte alles im Kopfe behalten, für immer behalten, was ich sehe, was ich höre, was ich lese, was ich fühle. Hochgeschätzteste aller Feen, könnte ich mir dieses unendliche Erinnerungsvermögen wünschen?“

„Es ist erfüllt“, sagte die Fee. Dann setzte sie traurig hinzu: „Armer, armer, armer Per“ (wahrhaftig, sie hat es dreimal gesagt) und sie verschwand.

Per, — ach, wie soll ich das nur schildern? Er war zuerst im siebenten Himmel. Er schlug ein Buch auf, blickte hinein, und alles blieb fest in seinem Kopfe. Ein Konversationslexikon war ein Schmarren gegen ihn. (Das wäre für Examina nicht schlecht, was? Diese Frage ist hier aber selbstverständlich ganz ungehörig und störend. Ich sehe es ein. Verzeihung.) Gute Per mal zum Nachthimmel auf, so prägte sich ihm — schwupps — das Sternbild sofort ganz genau für immer ein. (Riesig fein ist das doch; es ist zwar wirklich unpassend, es an dieser Stelle zu bemerken, aber die Idee ist zu famos. Einfach märchenhaft; aha, richtig, es ist ja ein Märchen).

Ja, aber die Sache hatte einen Haken, Per merkte sich alles, einfach alles. Auch jeden Blick, jede Kopfwendung, jeden Schritt Karens; alles blieb da, um nie wieder zu weichen. Jedes Wort, das Per vielleicht einmal, wenn auch nur ganz wenig, verlegt hatte, jede Geberde, die ihm einmal nicht recht war, alles, alles blieb unauslöschlich da. Wie ward ihm nun! Karen merkte es, und das machte sie zuletzt scheu, dann trotzig; und nachher begann sich ein Argwohn, der nicht begreifen konnte, in ihr Gemüt zu schleichen. Und da gab es wieder manch' unbedachtes Wort, nicht bedeutend an sich; aber es kam zu den anderen Eindrückdägen dazu, und so wuchs ein gräßliches Gewicht daraus. Ein Mehlkörnchen wird vom Wind verweht; und ein Saß Mehl preßt die Schultern eines starken Mannes zusammen. Karen litt. Aber Per litt doch noch mehr. Was half es ihm, daß er alles wußte und daß sich darum alles um ihn drängte, alles seinen Namen schrie, daß die Welt sich rüstete, seinen Ruhm zu feiern! Er konnte nichts vergessen. Ach, wie es ihn zu Boden drückte, dieses Wissen, dieses Erinnern, dieses verfluchte, entsetzliche, höllisch brennende Nichtvergessenkönnen!

Karen aber wandte schließlich ihren Sinn von Per. Sie fand Trost. Das ist schon so. Das würden fogar gerichtlich beeidete Psychologen verstehen. Dazu braucht man kein Märchen.

Und da kam die höchste Empfindung des Kummers über Per. Sodas er mit aller Macht nach der Fee schrie. Mir scheint, sie hieß Euphorosia oder so ähnlich. Per schrie auf, wie einst Tor, der Ase, geschrieen haben mag.

Die Fee erschien mit lächelndem Angesicht:

„Was wünschst du dir nun, mein Per, du Liebling aller?“

„Lasse mich vergessen, Euphorosia, alles vergessen, für immer vergessen!“

„Es ist erfüllt“, sagte die Fee. Dann setzte sie frohstrahlend hinzu: „Glücklicher Per“, und sie verschwand. Wenn ich mich recht erinnere, hat 's noch eine Weile nach wunderschönem Parfüm gerochen.

Per stand und grinste plötzlich vergnügt; er fühlte sich überaus erleichtert. (Na ja, wenn einem ein Konversationslexikon aus dem Schädel fällt.) Als Karen kam, da nickte sie Per zu, ganz flüchtig nur, und er nahm sie plötzlich voll Freude an sein Herz. (Es ist sonderbar, seine Liebe zu Karen hatte Per keineswegs vergessen. So eine Inkonsequenz. Aber ich bitte, in einem Märchen ist es schon einmal so.) Er fragte sie: „Karen, liebst du nur mich?“ Sie

sagte höchst geruhig: „Natürlich, mein Perperl“, und sie zog ihn an der Nase. Er fragte: „Und wirst du mir immer treu sein?“ Sie nickte mit dem Kopfe: „Selbstverständlich, du alter Brummbär“. Daß sie den Kopf wendete und die Zunge herausstreckte, das sah der Glückliche nicht.

Da preßte Per im starken Glauben Karen an sich und sagte: „Du bist mein Alles, so liebe ich dich, dir danke ich mein Sein“.

Per konnte nichts dafür, daß er so ein Trottel geworden war. Das machte doch die Erfüllung des zweiten Wunsches.

Er hatte alles vergessen. Er vergaß alles.

So mochte der gute Per unseres Märchens nun leicht glücklich sein. Tja, — — —

Aber Karen schrieb noch am selben Abend pneumatisch an Oberleutnant Gerrit Digg von den leichten Reitern: „Ach Gerrt, denke nur, Per ist komplett verrückt. Morgen nachmittag um 5 Uhr beim Kaffee Stuk. Um 6 Uhr bin ich sicher dort.“

Per aber schrieb in sein Tagebuch: „Karen ist die Perle der Frauen. Ich liebe nur sie, und sie liebt nur mich —“.



Sonntags im Feld.

Liebe, liebe Mutter! Es ist heute Sonntag. Draußen stehen schwarz die Tannen, der Bergang glänzt faßl vom Schnee und die Berne hinter den Zweigen liegt im Nebel. In der Hütte ist 's warm, hie und da knackt das Holz im Ofen. Das Leben ist nestern wie heut, heut wie gestern — warten, warten — durchhalten! Munitionsschleppen, Stämme tragen, Patrinen graben, dazwischen ein Kochtag, Beobachtung — der Tagesinhalt. Es gibt nichts, um sich hervorzutun, nichts, das der Auszeichnung und Beförderung wert wäre. Und doch weiß man, daß das Vaterland auch die kleinsten Mädchen braucht an seiner Maschine und schafft halt weiter. — Heute früh waren wir im Gottesdienst. Meine Gedanken wanderten wieder weit weg von den Worten des Geistlichen. Ich sah über dem primitiven Altar immer einen Heiland am Kreuz und seine ausgepannten Arme schienen sich für alle vom Kriege „Mühfektigen und Beladenen“ zu weiten. Sein todes- trauriger Blick, sein schmerzverzerrter Mund sprachen deutlich hörbar zu mir von dem Kummer, den ihm die zerrüttete Welt jetzt bereitet. Ach, die mühselig und beladen zu ihm kommen, er kann ihnen ja nicht helfen. Das mag wohl ein Schmerz für den armen, mitleidigen Heiland sein!

Gestern hatte ich ausbildungsweise Tagebeobachtung. Abends von sieben bis neun sah ich droben mit einer der neuen kleinen Mundharmonikas, die Du mir geschickt hast. Im Nachtnebel dämmerte die Felsenbastion des Feindes, nur hie und da erhellte einer Leuchtkegel fahler Schein blisartig das schneebedeckte Gefild, flammend hängt sie am dunkeln Himmel, attert schwankend, vom kalten Nachtwind getrieben, in der Luft, fällt langsam — — gespannt späht das Auge, man meint, man müßte da etwas sehen auf dem weißen Streifen, der die Feinde trennt. Dann wieder dunkel. Im Tannenwald rauscht's; hie und da einer Mine dumpfer Fall, einer Büchse Knall, wie im Schlaf; ein lachtes Bischen in der Näß', ein harter, knapper, nachhallender Laut, wenn die Kugel auf den Baum prallt. Weit rechts Kopf eilig ein Maschinengewehr. Der Wind greift mir mit kalten Händen ins Gesicht, ich hütle mich fester in den Mantel ein und spiele mir ganz leis manch' trautes Lied von Heimat und Wiedersehen! . . . E. G.

